

## Die alten Orden und die neue Mission

– eine Bestandsaufnahme und ein Beispiel –

Basilius Doppelfeld OSB, Münsterschwarzach

In der Mission der katholischen Kirche haben die Orden traditionell eine große Rolle gespielt, und sie gehören auch heute noch zu wichtigsten Trägern der „*missio ad gentes*“. Es gab Zeiten, da schien die Missionsarbeit das Monopol der Orden zu sein, und es kamen immer neue Orden und ordensähnliche Gemeinschaften und Gesellschaften hinzu, die sich der Mission widmeten, ja großenteils nur wegen der Missionstätigkeit gegründet wurden. Der Bedarf an Missionaren brachte im 19. und 20. Jahrhundert einen neuen Typ von Missionsorden hervor: Vereinigungen, die für eine bestimmte Aufgabe – eben die Mission unter den „Heiden“ in den neu entdeckten bzw. kolonisierten Regionen des Südens und des Ostens – gegründet und gestaltet wurden und die sich deshalb und dadurch von den traditionellen Orden, vor allem den Mönchen und Mendikanten, unterschieden. Stand bei den älteren Orden vor allem eine bestimmte Spiritualität im Vordergrund, die meistens auch prägend war für die von den Mitgliedern übernommenen Aufgaben und Tätigkeiten, so richtete sich bei den neuen Gründungen Spiritualität und Struktur nach der übernommenen Aufgabe: nach der Mission, der sie als „Zweckverbände“ möglichst angepaßt dienen konnten. Dieser neue Typ von Orden in einem weiteren Sinn hat sich schnell verbreitet und hat auch die bestehenden alten Orden beeinflusst.

Das Kirchenrecht mußte der veränderten Situation Rechnung tragen und tat dies mit der Schaffung von allen Instituten des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens gemeinsamen Normen<sup>1</sup>, ein Rahmen, der die gewachsene Vielfalt zusammenhält und künftigen Gründungen Vorgaben macht. Heute sieht es eher danach aus, daß die eine oder andere, stärker oder nahezu ausschließlich einem bestimmten Zweck wie der Mission verpflichtete Gründung vom Aussterben bedroht ist.

Die Missionstätigkeit hat einerseits viel von ihrer früheren Motivationskraft verloren und andererseits eine personelle Veränderung erfahren. Die Ortskirche hat – nicht zuletzt auch dank der von den Orden getragenen theologischen Fundierung der Mission der Kirche – ihre genuine Verantwortung für den Sendungsauftrag der Kirche als ganzer und partikularer erkannt und ergriffen (vgl. *Ad gentes* 2), was sich in den päpstlichen, nationalen und diözesanen Missionswerken zeigt. Personell – und hier besonders bezüglich längerfristiger Einsätze – spielen allerdings die Missionsorden noch eine relativ große Rolle. Und doch hat sich ein grundlegender Wandel vollzogen.

---

1 Vgl. CIC can. 573–606. 731–746.

## *Es gibt keine Missionsgebiete mehr*

Die Sprache verrät manchmal noch das traditionelle Denken in vertrauten Kategorien: Man ist gewohnt, hier von „Kirche“ und dort von „Mission“, hier von „Christen“, dort von „Heiden“ zu sprechen. Doch längst hat sich ein Wandel vollzogen, der festgemacht werden kann an den Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) mit seinem Dekret „Ad gentes“ (1965) über die Missionstätigkeit der Kirche, auch wenn dieses noch keine vollständig ausgereifte neue Missionstheologie vorlegen konnte. Aus den bisherigen Missionsgebieten waren zur Zeit des Konzils bereits Ortskirchen geworden, oder sie wurden es in den folgenden Jahren, Kirchen mit eigenen, meist aus dem Land stammenden Bischöfen. Zum Teil ging diese Entwicklung einher mit der politischen Unabhängigkeit der bisherigen Kolonien oder folgte dieser einige Jahre später. Der Wandel, der sich vor inzwischen 30 bis 40 Jahren vollzog, ist heute kaum noch vorstellbar. Das gilt auch für die damaligen Hoffnungen und Erwartungen, für den Elan der späten 50er und frühen 60er Jahre, als der Schrei nach „Uhuru“ (Swahili für „Freiheit“) in der „Dritten Welt“ anschwellte und viele Politiker und manche Kirchenführer Europas erschreckte. Der Übergang von der Kirche der Missionare zur einheimischen Kirche, der Stabwechsel auf allen Rängen vollzog sich nicht problemlos und lautlos, und die Probleme sind nicht immer aufgearbeitet worden. Bisher gibt es kaum Veröffentlichungen einzelner Ordensgemeinschaften, die sich mit dieser Periode des Umbruchs beschäftigen, was um so bedauerlicher ist, als mehr und mehr Zeitzeugen sterben oder nicht mehr in der Lage sind, ihre Erlebnisse festzuhalten.<sup>2</sup>

Ein Paradigmenwechsel hat sich vollzogen, aber das neue Paradigma hat sich im Bewußtsein weiter Kreise in der Kirche noch nicht durchgesetzt.<sup>3</sup> Das mag auch zusammenhängen mit einer gewissen Verunsicherung, Ernüchterung und Resignation einzelner Missionare wie ganzer Missionsgesellschaften und -orden. Andererseits fehlt es aber auch nicht an Nostalgie, wie Gespräche mit alten und ehemaligen Missionaren immer wieder zeigen. Die Zeit von „Uhuru“ und die darauf folgende Epoche der Missionstätigkeit haben mehr Unruhe und Wandel verursacht als alle vorausgegangenen Veränderungen in der Missionsgeschichte der Kirche: In den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Mission in einer bisher nicht gekannten Art und Weise und in einem unvorstellbaren Umfang nicht nur kritisiert, sondern in Frage gestellt, abgelehnt und verurteilt. Das macht den großen Exodus von Missionaren – auch dies ein bisher in der Literatur vernachlässigtes Thema! – speziell

---

2 Ein Beispiel liefert die Untersuchung von Eugen NUNNENMACHER, *Missionarisches Selbstverständnis nach dem Konzilsdekret „Ad Gentes“ und nach persönlichen Äußerungen von Afrikamissionaren*, Nettetal 1984.

3 Vgl. dazu „Paradigmenwechsel Mission“, in: B. DOPPELFELD, *Missionarisches Mönchtum. Idee – Geschichte – Spiritualität*, Münsterschwarzach 1996, 182–190.

aus Afrika, aber auch aus anderen Kontinenten verständlich. Für viele Missionsorden und -gesellschaften, vor allem für solche, die sich auf die Mission spezialisiert hatten oder unmittelbar für sie gegründet worden waren, bedeutete diese Zeit eine Identitätskrise, die sich in vermehrten Austritten, aber auch in ordensinternen Diskussionen und Richtungskämpfen ausdrückte. Viele Missionare kehrten in ihre Heimat zurück und suchten sich dort neue Aufgaben; dabei bot sich für die Priester vor allem die Mitarbeit in der Seelsorge an. Nicht selten wurde dieser Wechsel aus überseeischen Gemeinden in deutsche Pfarreien auch gerechtfertigt mit dem Hinweis darauf, daß es doch heute „Mission in allen sechs Kontinenten“ gebe und Deutschland längst schon wieder Missionsland sei.

Insgesamt stellen sich heute für die europäischen Missionsorden und -gesellschaften im Grunde noch dieselben Fragen, die in den 60er Jahren aufkamen und damals nicht oder nicht immer befriedigend (auch im Sinne eines inneren Friedens der betroffenen Individuen und Gemeinschaften) beantwortet wurden oder werden konnten. Hier seien nur drei Bereiche ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit angesprochen:

#### *– die Konfrontation mit einer neuen Missionstheologie*

Der Begriff „Mission“ ist wohl nie sehr präzise gewesen, und daß er bis heute Verwendung findet, liegt mehr daran, daß sich trotz allen Suchens keine wirklich überzeugende Alternative für ihn gefunden hat. Der Missionstheologie fehlt es an Klarheit; es ist heute oft leichter zu sagen, was Mission nicht ist oder sein soll und darf, als Mission positiv und eindeutig zu umschreiben. Am ehesten lassen sich noch durch die Herausstellung einzelner Bereiche und deren Verbindung miteinander Aussagen über „Mission“ machen.<sup>4</sup> Das Ganze der Mission ist offensichtlich kaum noch in den Blick zu bekommen, was die Gefahr der Beliebigkeit in der Verwendung des Begriffes verstärkt. Wenn „Mission“ alles ist, ist sie letztlich nichts mehr, und es wird immer schwerer zu sagen, was denn ein Missionar ist, was er tut, und warum er es tut. Die Frage nach der Identität, nach dem persönlichen Auftrag und Lebenssinn nicht mehr beantworten zu können, gehört zum Schlimmsten, was einem Menschen zustoßen kann. Das mag auch die Krise des Missionsberufes erklären.

#### *– die politische und gesellschaftliche Situation im früheren Missionsland*

Zur Zeit der Unabhängigkeit herrschte vor allem in Schwarzafrika, aber nicht nur dort, eine heute kaum noch vorstellbare und nachvollziehbare Euphorie. „Afrika den Afrikanern!“ schien der Inbegriff aller Erwartungen und die Lö-

---

4 Solche Versuche sind beispielsweise: B. DOPPELFELD, *Zeugnis und Dialog. Die neue Mission*, Münsterschwarzach 1995; DERS., *Zeugnis – Solidarität – Dialog. Ein missionstheologisches Modell*, in: Ordenskorrespondenz 38 (1997) 64–71.

sung aller Probleme zu sein. Die Befreiung vom Joch des Kolonialismus setzte nicht nur Hoffnung und Motivation frei, sondern erschien als Garant für das Gelingen eines neuen, freien und einigen Afrika, das zu seinen Wurzeln und damit zu seiner ursprünglichen Lebenskraft zurückfand. Nicht umsonst spielten im kirchlichen und speziell im theologischen Bereich Begriffe wie „force vitale“ oder „Lebenskraft“ (das von Placide Tempels 1945 geprägte Wort zur Umschreibung des zentralen Wertes afrikanischer Philosophie) und „ujamaa“ oder „Familiensinn“ (der 1967 in der Arusha-Deklaration von Julius Nyerere, dem Gründerpräsidenten von Tansania, zur Zentralaussage über den von ihm vertretenen „afrikanischen Sozialismus“ hochstilisierte Begriff für afrikanische Kultur und Tradition) eine so wichtige Rolle. Der Kontrast zur Situation Schwarzafrikas am Ende des zweiten Jahrtausends christlich geprägter Geschichte könnte nicht größer sein: Afrika ist alles andere als einig, wie die Kriege in und um Ruanda, Burundi, Zaire, Sudan, auch Uganda und Algerien zeigen. Daß es sich bei den meisten dieser Länder um traditionelle Missionsgebiete katholischer Ordensgemeinschaften handelt, macht die Verunsicherung um so krasser und zugleich verständlicher. Von dem Wunschtraum von der Einheit aller Schwarzafrikaner – vielleicht sogar in einem Staatenbund – ist nichts mehr zu spüren angesichts des Völkermordes unter Christen.

#### *– die innere Situation vieler Missionsorden*

Die deutschen Missionsorden leiden wie die meisten Ordensgemeinschaften in Mitteleuropa unter einem chronischen Nachwuchsmangel und deshalb je länger je deutlicher unter einer Schrumpfung der Gemeinschaften und einer zunehmenden Überalterung. Diese Entwicklung wird durch den Übertritt oder zeitweiligen Aufenthalt von Ordensmitgliedern aus Afrika, Asien oder Osteuropa nicht aufgehalten oder umgekehrt, sondern eher vertuscht. Angesichts mangelnden Nachwuchses und damit verbundener Überalterung macht sich Resignation breit. Neue Akzente können kaum noch gesetzt werden; Herausforderungen gegenüber ist man ängstlich. Die Erfahrung, nach und nach eine Einrichtung nach der anderen schließen oder in andere Hände abgeben zu müssen, kann zur Depression führen, zumal kaum Aussicht auf Änderung oder gar auf eine Umkehrung des Trends besteht.

Stand am Anfang und in der Blütezeit der meisten Missionsorden die Erfahrung, aus dem Vollen schöpfen zu können, so überwiegt heute das Empfinden, nur noch den Mangel verwalten und sich auf ein Sterben in Würde vorbereiten zu müssen. Trotz allem dispensiert die wenig hoffnungsvolle, eher zur Verzweiflung verführende Situation vieler Missionsorden nicht von der bleibenden Verantwortung auch dieser Orden wie aller Christen und christlichen Gemeinden und Gemeinschaften für den Missionsauftrag der Kirche. Nicht nur in Zeiten personeller Stärke haben die Orden teil am Missionsauftrag der Kirche. Die äußerliche Schwäche kann und muß erfinderisch, sensibel für den Anruf Gottes, für den kairos der jeweiligen Gemeinschaft hier und heute und auf Zukunft hin machen. Es gilt Abschied zu nehmen von alten und beliebten

Denkschemata, von einer nostalgischen Verbrämung der Geschichte, angefangen mit der Gründungsgeschichte der jeweiligen Gemeinschaft bis hin zur persönlichen Lebensgeschichte des einzelnen Mitglieds.

### *Mission sieht heute anders aus*

Nicht erst in der Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils hat sich – wie gelegentlich weiszumachen versucht wird – Mission verändert. Der Prozeß hat bereits viel früher eingesetzt; eigentlich hat es immer Veränderungen gegeben, wengleich auch nicht immer von solcher Qualität und mit vergleichbaren Folgen. Der Prozeß des Fortschreitens oder der Entwicklung von der Erstverkündigung in einem Land und unter einem Volk hin zur Bildung von Gemeinden und zum Übergang dieser Gemeinden und ihrer Leitung in die eigene Verantwortung, hat sich seit der Zeit der Apostel ungezählte Male vollzogen. Wiederholt hat sich dabei mehr oder weniger auch das Loslassen-Müssen der Missionare und die Übernahme der Verantwortung durch die bisher Missionierten. Was unter dem Begriff „Inkulturation“ thematisiert wird, ist ebenfalls nicht neu, sondern hat immer schon zur Mission und ihrem Kirchengeworden gehört, wengleich dies nicht immer bewußt war und in gleichem Maße gelungen ist. Mission sieht heute anders aus als im 19. Jahrhundert, das lange als „die“ Epoche christlicher Mission galt und Maßstäbe setzte, denen nicht unbedingt nachzutruern ist. Mission ist heute kaum noch Erstverkündigung und Aufbau christlicher Gemeinden aus dem Nichts. Mission ist vielmehr Mithilfe in bestehenden Ortskirchen, ein angebotener, nicht aufgedrängter persönlicher Beitrag zur Heilsverkündigung der ganzen Kirche, die immer als Ortskirche konkret wird. Missionarische Nostalgie ist nicht angebracht; sie verfälscht nur das Verhältnis zwischen Ortskirche und Missionar, erzeugt falsche Bilder von einem selbst wie vom Gegenüber, weckt falsche Erwartungen und Befürchtungen.<sup>5</sup>

Aus schnell sich entwickelnden und ein rasches zahlenmäßiges Wachstum aufweisenden Missionsgebieten sind heute in den meisten Fällen etablierte Ortskirchen geworden mit einer aus dem Land stammenden Führung, oft schon in der zweiten oder gar dritten Generation. Diese Ortskirchen können gar nicht mehr so schnell wachsen wie noch vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten; sie stagnieren oder machen bereits die in Ländern des Nordens nur zu gut bekannte Erfahrung des Rückgangs. Ein Beispiel dafür ist die katholische Kirche in Südkorea: Sie ist immer noch sehr dynamisch und traut sich zu, in der Metropole Seoul noch mehr als hundert neue Pfarreien zu gründen. Zugleich aber muß sie die Erfahrung machen, daß etwa ein Drittel der Katholiken nicht mehr den Sonntagsgottesdienst besuchen. Auf der anderen Seite hat sich die südkoreanische Ortskirche vorgenommen, stärker als bisher die in den letzten

---

5 Vgl. B. DOPPELFELD, *Afrika setzt sich mit seinen Missionaren auseinander*, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 78 (1994) 143–150.

Jahren durch eine erfolgreiche Arbeit des Katechumenats im Fernkurs gewonnenen Neuchristen in die Gemeinden zu integrieren. In Ländern wie Tansania und Kenia war die Mission so erfolgreich, daß in absehbarer Zeit die Zahl der Katholiken wohl fast nur noch durch den natürlichen Zuwachs der Familien steigen wird und kaum noch neue Mitglieder aus dem stark geschrumpften Anteil der Animisten gewonnen werden können. So hat sich innerhalb einer Generation die missionarische Situation völlig verändert. Worin heute und in Zukunft ihre Mission bestehen muß und bestehen wird, werden die Ortskirchen selbst herausfinden, entscheiden und in Angriff nehmen müssen.

Inkulturation ist vorrangig Aufgabe der Erben und Träger einer bestimmten Kultur. Deshalb waren und sind die ausländischen Missionare von Natur aus nicht die Erstberufenen für diese Aufgabe; sie haben aber andererseits notgedrungen dort eine Pilotfunktion gehabt, wo die noch junge Ortskirche die Aufgabe der Inkulturation entweder noch nicht erkannt oder noch nicht den Mut gehabt hat, sie anzupacken. Letzteres gilt leider bis heute noch weithin. Angesichts der weitreichenden und teilweise rasanten Veränderungsprozesse in Afrika stellt sich allerdings immer deutlicher die Frage, was denn „afrikanisch“ sei und was von welcher Kultur noch gelte. Die Weltmissionskonferenz von Salvador de Bahia (1996) hat sich veranlaßt gesehen, vor Kulturnostalgie und Synkretismus zu warnen.<sup>6</sup>

Von seiten der Missionare ist die Zeit seit der Errichtung der einheimischen Hierarchie nur in beschränktem Maß zu einer wirklichen Neubesinnung genutzt worden; der große Wurf einer „neuen Mission“ ist kaum einmal gelungen. Zunächst erlagen viele Missionare der Versuchung, weiterzumachen wie bisher, mit dem Unterschied, daß eine Pfarrei nach der anderen in einheimische Hände abgegeben wurde, dann auch die Schulen und anderen Ausbildungsstätten. Je stärker die autochthone Ortskirche wurde, desto leichter war dieses Abgeben möglich, was aber nicht unbedingt bedeutete, daß es von den Betroffenen leichten Herzens vollzogen wurde. Mit jedem Abgeben stellte sich die Frage deutlicher: Was ist noch unsere Mission? Warum sind wir noch hier? Wofür werden wir wirklich noch gebraucht? Der Dank und die Anerkennung für die Missionare, wie sie ausdrücklich und ausführlich auch auf der Afrika-Synode zum Ausdruck kamen und ihren Niederschlag gefunden haben im Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „*Ecclesia in Africa*“<sup>7</sup>, waren vielfach auch die endgültige Verabschiedung von den Missionaren und ihrer Ära. Wenn heute Missionsorden in den traditionellen Missionsländern noch eine

---

6 Vgl. K. SCHÄFER, *Evangelium und Kultur*. Die Weltkonferenz von Salvador de Bahia (1996), in: Herder Korrespondenz 51 (1997) 68–73. Vgl. auch K. RAISER, *Zur Gefahr des „Synkretismus“ im Dialog der Religionen und Kulturen*, in: Wort und Antwort 32 (1991) 102–107.

7 JOHANNES PAUL II., *Ecclesia in Africa*, Nr. 35–37. Deutsche Ausgabe in den Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 123, Bonn 1995.

Rolle spielen, dann nur, wenn und weil es ihnen gelungen ist, Idee und Ideal ihrer Gemeinschaften in die Kirche und Gesellschaft des betreffenden Landes zu übertragen und zu integrieren. Nur was der betreffenden Ortskirche und der Bevölkerung wirklich dient, hat eine Chance, weiterzubestehen: auch ohne ausländisches Personal, Know-how und Geld. Damit ist ein neuralgischer Punkt angesprochen: die Weiterfinanzierung der jetzt von der einheimischen Ortskirche in den überkommenen Institutionen geleisteten Arbeit durch die ehemaligen Missionare. Diese Hilfe kann im Einzelfall durchaus gerechtfertigt sein, birgt aber in sich die Gefahr einer zwar gutgemeinten, letztlich aber schädlichen Fortschreibung der Abhängigkeit. Je länger diese andauert, desto schmerzlicher wird ihr Ende erfahren und desto größer wird die Enttäuschung derer sein, die davon profitiert haben, und der Vorwurf an diejenigen, die diese Hilfe vermittelten, dann aber plötzlich mittellos dastehen und der Unfähigkeit geziehen werden.

Wo gemischte Ordensgemeinschaften entstanden sind, zu denen sowohl Missionare als auch einheimische Mitglieder gehören, stellen sich noch andere Fragen und werden neue Probleme erkennbar. Solche „integrierten“ oder „gemischten“ Gemeinschaften werden nicht immer der Bezeichnung gerecht, unter der sie firmieren. De facto sind es nicht selten zwei deutlich unterschiedene Gruppen in einem Haus oder Konvent: Die einen haben manche zusätzlichen Annehmlichkeiten und Möglichkeiten, die sie gewohnt waren als Missionare auf einsamem Posten, die aber in der Kommunität als „Privatbesitz“ des einzelnen wenig sinnvoll und vor allem nicht gerechtfertigt sind: sei es ein privater Kühlschrank oder ein eigenes Bankkonto. Die neue Mission – sofern sie diesen Namen auch im Hinblick auf ein neues Miteinander von Einheimischen und Ausländern verdient – muß sich in der Solidarität bewähren, im Teilen miteinander, das keinen Rückzieher mehr zuläßt für die traditionell Privilegierten. Es ist dies vor allem eine Frage der Mentalität, weniger der verfügbaren Mittel. Von der Missionarsgeneration, die diesen Wandel bewußt und bejahend vollzieht, wird unvergleichlich mehr verlangt als von den vorausgehenden Generationen von Missionaren, mögen diese und ihre Lebensbedingungen auch als noch so heroisch angesehen und bestaunt werden. Bei der Solidarität und Integration stellt sich deutlicher und nicht so leicht wie bei der traditionellen Mission der Seelenrettung die Frage nach dem Warum: Warum soll ich in diesem fremden Land, mit diesen mir im letzten doch fremd bleibenden Menschen nicht nur solidarisch sein, sondern wie mit Brüdern und Schwestern zusammenleben, alles mit ihnen teilen? Die Frage nach dem Zeugnis, das Mission insgesamt und die Missionare persönlich geben sollen, stellt sich hier konkreter, direkter und fordernder, als es in der allgemeinen Missionslehre der Fall war, wo im Zusammenhang mit dem Zeugnis des Glaubens vorschnell und damit gelegentlich auch übertrieben vom Blutvergießen die Rede war. Daß es ein solches gegeben hat und auch heute noch gibt, ist unbestritten und soll in keinsten Weise herabgesetzt werden. Doch das Zeugnis des „Allen-alles-Werden“, des Bruder- bzw. Schwesterseins, spielt de facto die größere Rolle.

## *Neue Herausforderungen*

Es gibt keine Missionsgebiete im traditionellen Sinn mehr, die einer Ordensgemeinschaft oder sonst einer Gruppe von Spezialisten anvertraut sind, auch wenn in den Missionsorden und vor allem unter alten Missionaren noch oft von „unserem Gebiet“, von „unserer Mission“ die Rede ist. Mission sieht längst anders aus, als es dem immer noch weit verbreiteten Stereotyp vom Missionsland und Missionar entspricht. Das bedeutet nicht, daß es in den jungen und alten Kirchen nichts mehr zu tun gibt, das den Namen „Mission“ verdient. Ohne hier den Gedanken einer Mission in allen sechs Kontinenten auszuführen, seien nur einige Beobachtungen wiedergegeben, die sich einem aufdrängen im Blick auf die alten Missionsgebiete und die auch die ehemaligen und die heute noch in diesen Ortskirchen tätigen Missionare herausfordern.

Mission war traditionell die Bekehrung weiter Landstriche. Den missionierenden Orden waren riesige Missionsgebiete zugewiesen und übertragen worden, die sie zunächst einmal bereisen, erforschen und erschließen mußten. Von daher war Mission in den ersten Jahrzehnten und oft mehr als eine Generation lang meistens sehr extensiv und weniger intensiv. Das hat sich längst geändert, und auch die autochthonen Ortskirchen haben die intensive Pastoral – man denke nur an die „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ und andere Basisgruppen – entdeckt und fördern sie. Dabei spielen die städtischen Ballungsräume und Industriezentren – etwa um Nairobi und im sambischen Kupfergürtel – eine herausragende Rolle. Die Stadt wird vielfach zum bevorzugten, ja oft neuentdeckten Missionsfeld, wie das Beispiel der tansanischen Metropole Dar-es-Salaam zeigt: Traditionell eine islamisch geprägte Stadt, hat sich Dar-es-Salaam inzwischen stark verändert: Wie neuere Erhebungen zeigen, ist mehr als die Hälfte der Bevölkerung christlich. In den Jahrzehnten seit der staatlichen Unabhängigkeit (1961) hat sich eine starke Wanderungsbewegung vom Land in die Stadt vollzogen. Heute sind mehr als 70% der Schulkinder Dar-es-Salaams Christen, und nur 8% der Studenten der einzigen staatlichen Universität sind Moslems.<sup>8</sup> Die Erzdiözese Dar-es-Salaam muß bekennen, daß sie den pastoralen und missionarischen Herausforderungen der veränderten Situation nicht gewachsen ist. Das bisherige Seelsorgskonzept ist noch stark geprägt vom Modell der ländlichen Gemeinden und von der Situation der religiösen Minderheit.

Mit der stärkeren Urbanisierung der „Dritten Welt“ und der stetig fortschreitenden Auflösung der traditionellen sozialen Bindungen hängt das Problem neuer Randgruppen zusammen. Die Kluft zwischen arm und reich vertieft sich, die Zahl der Marginalisierten steigt. Der Staat und die Gesellschaft sind kaum in der Lage, die Defizite auszugleichen, die sich aus dem Zerbrechen oder Zerfallen der lange Zeit kulturell gesicherten Solidarität ergeben, wie die

---

8 Vgl. *Münsterschwarzacher Ruf in die Zeit*, Ausgabe Februar 1997, Seite 14.

bisher meist bescheidenen Bemühungen um den Aufbau eines staatlichen Sozialversicherungssystems zeigen. Die Kirchen und anderen Glaubensgemeinschaften sind gefordert, über ihre traditionelle Armenfürsorge und ihre bisherige Klientel hinaus Solidarität zu bezeugen und den Menschen Hoffnung zu machen. Das gilt besonders für die AIDS-Opfer und AIDS-Waisen, wie das Beispiel der christlichen Kirchen in Uganda zeigt. Neben den sozialen Werken, die in der christlichen Mission von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt haben und auch weiterhin spielen müssen, sind die christlichen Kirchen und ihre missionarischen Einrichtungen im öffentlichen Leben gefordert.

Man hat den Missionaren zu Recht immer wieder geraten, sich nicht in die Politik einzumischen und vor allem jede parteipolitische Präferenz zu vermeiden. Das galt sowohl für die Kolonialzeit als auch für die Gründungsepoche der jungen, unabhängigen Staaten Afrikas, Asiens und Lateinamerikas. Dennoch können und dürfen sich die Ortskirchen und ihre Mitarbeiter nicht von der Mitverantwortung dispensieren. Auch der Bürger des noch jungen Staatswesens ist in seiner Solidarität gefordert, als Einzelner wie als Glied der Gemeinschaft.

Johannes Paul II. hat in seinem, die Beratungen der „Afrika-Synode“ zusammenfassenden Schreiben „*Ecclesia in Africa*“ (1995) diesbezüglich geschrieben: „Wenn die Verkündigung der Gerechtigkeit und des Friedens wesentlicher Bestandteil der Evangelisierungsaufgabe ist, folgt daraus, daß die Förderung dieser Werte gleichfalls zum Pastoralprogramm jeder christlichen Gemeinde gehören muß... Als organisierter Körper innerhalb der Gemeinde und der Nation hat die Kirche das Recht und die Pflicht, sich am Aufbau einer gerechten und friedlichen Gesellschaft mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln voll zu beteiligen. Zu erwähnen ist hier ihr Apostolat in den Bereichen der Erziehung, des Gesundheitswesens, der sozialen Sensibilisierung und anderer Hilfsprogramme. In dem Maße, in dem die Kirche mit diesen ihren Aktivitäten zum Abbau der Unwissenheit, zur Verbesserung der öffentlichen Wohlfahrt und Gesundheit und zur Förderung einer stärkeren Beteiligung aller an den Problemen der Gesellschaft im Geiste der Freiheit und Mitverantwortung beiträgt, schafft sie die Bedingungen für den Fortschritt von Gerechtigkeit und Frieden.“<sup>9</sup>

Diese gesamtkirchlichen Aufgaben stellen für die missionierenden Orden, die – zwar aus Übersee stammend – sich in die jeweiligen Länder integriert haben, eine besondere Herausforderung dar: gerade weil es sich um integrierte Gemeinschaften handelt! Das gilt nicht nur für die unmittelbare Kooperation mit den Ortskirchen und mit staatlichen Programmen, sondern gerade auch für ihre gesellschafts-, ja wo notwendig auch kirchenkritische Funktion. Dabei ist die jeweilige konkrete Situation eines Landes und einer Ortskirche zu beachten. Das gilt auch für den interreligiösen Dialog, der in Asien andere Prioritäten fordert und Ansprüche stellt als in Afrika.

---

9 *Ecclesia in Africa*, Nr. 107.

Zu den neuen Herausforderungen gehören schließlich die Bereiche der Mission, die Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „*Redemptoris missio*“ (1990) über die geographisch umschriebene Missionsaufgabe hinaus herausgestellt hat: die neuen sozialen Welten und Phänomene sowohl als auch die Kulturbereiche und modernen Areopage: „Es stimmt, daß ‚die Wahl für die Geringsten‘ dazu führen muß, diejenigen Menschengruppen am wenigsten zu vernachlässigen, die am meisten am Rande stehen und isoliert sind. Es stimmt aber auch, daß man einzelnen und kleinen Gruppen nicht das Evangelium verkünden kann, wenn man diejenigen Zentren vernachlässigt, in denen sozusagen eine neue Menschheit mit neuen Entwicklungsmodellen heranwächst. Die Zukunft der jungen Nationen nimmt ihren Ausgang in den Städten.“<sup>10</sup> Und über die modernen Areopage schreibt der Papst mit Blick auf die Welt der Kommunikation: „Die Mittel der sozialen Kommunikation spielen eine derartig wichtige Rolle, daß sie für viele zum Hauptinstrument der Information und Bildung, der Führung und Beratung für individuelles, familiäres und soziales Verhalten geworden sind. Vor allem die neuen Generationen wachsen in einer davon geprägten Welt auf. Vielleicht ist dieser Areopag etwas vernachlässigt worden. Man bevorzugt im allgemeinen andere Hilfsmittel für die Verkündigung des Evangeliums und für die Bildung, während die Massenmedien der Initiative einzelner oder kleiner Gruppen überlassen werden und in der pastoralen Planung erst an untergeordneter Stelle Eingang finden.“<sup>11</sup> Hier öffnet sich zweifellos ein weites Betätigungsfeld, das die Missionsorden als Herausforderung aufgreifen sollten. Wohl die meisten traditionellen Missionsorden und -gesellschaften waren in irgendeiner Weise im Bereich der Printmedien tätig. Um hier im Sinne eines modernen Areopages tätig werden zu können, bedarf es aber eines gewaltigen qualitativen Sprunges.

### *Mission durch Klöster*

Nach diesem knappen Überblick über die jüngere Geschichte und die Entwicklung der Mission und in deren Dienst der Missionsorden insgesamt wird im folgenden am Beispiel eines einzelnen Missionsordens aufzuzeigen versucht, wie eine Neuorientierung aussehen und vonstatten gehen kann. Der Verfasser nimmt – was nahe liegt – seine eigene Ordensgemeinschaft, die Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien, nicht weil er diese für besonders geeignet, vorbildlich oder nachahmenswert hält, sondern weil er deren Weg seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil persönlich miterlebt und mitzugestalten sich bemüht hat. Das entbindet ihn aber nicht von einer kritischen Betrachtungsweise.<sup>12</sup>

---

10 JOHANNES PAUL II., *Redemptoris missio*, Nr. 37. Deutsche Ausgabe in den Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 100, Bonn 1990.

11 Ebd.

12 Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf eine andere Ordensgemeinschaft, die eine Vision für ihre Zukunft in Afrika entwickelt hat: die Maryknoller Missionare. Vgl. J. SIVALON, *Mission and innocent suffering*, in: *African Ecclesial Review* 38 (1996) 306–317.

Die Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien ist ein Verband von inzwischen 17 selbständigen Klöstern (Abteien und Konventualpriorate) und einigen jungen und in der Entwicklung zur Eigenständigkeit befindlichen Gemeinschaften mit insgesamt 1100 Mitgliedern in 15 Ländern. Die Kongregation selbst ist Teil der „Confoederatio Benedictina“, gewöhnlich „Benediktinerorden“ genannt. Gegründet wurde die Kongregation von dem aus der Schweiz stammenden Benediktiner Andreas Amrhein (1844–1927), der 1884 ein Missionshaus und -seminar in Reichenbach / Oberpfalz eröffnete, das bereits 1885 nach St. Ottilien / Oberbayern verlegt wurde.<sup>13</sup> Amrheins Idee war, die mittelalterliche Benediktinermission wiederzubeleben, die mit Namen wie Gregor d. Gr., Bonifatius und Ansgar verbunden ist. Ein halbes Jahrhundert vor Amrhein hatte Bonifaz Wimmer, ebenfalls Bezug nehmend auf die mittelalterliche Mönchsmission, in den USA die Abtei St. Vincent als Keimzelle der späteren Amerikanisch-kassinsensischen-Benediktinerkongregation gegründet. Wenige Jahre später war die Schweizer Abtei Einsiedeln mit der Gründung von St. Meinrad im amerikanischen Bundesstaat Indiana gefolgt.<sup>14</sup> Ähnliche Vorstellungen von einer benediktinischen Missionsweise entwickelte der aus Belgien stammende Benediktiner Gérard van Caloen, der 1893 von Rom beauftragt worden war, die brasilianischen Benediktiner zu reformieren.<sup>15</sup>

In der Realität ließ sich die Verbindung von Mönchtum und Mission nicht so harmonisch verwirklichen, wie man es sich vorgestellt und in der Literatur dargestellt hatte. Diese Erfahrung mußten die Missionsbenediktiner von St. Ottilien machen, als sie 1887 ein Missionsgebiet in der damaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, übernahmen.<sup>16</sup> Das ihnen anvertraute Gebiet erforderte eine extensive Missionsarbeit; die ersten Mönchsmissionare aber gründeten an der Küste ein Kloster, in dessen Umkreis sie zaghaft zu missionieren begannen. Als diese erste Station 1889 zerstört wurde und dabei drei Missionare den Tod fanden, war zunächst das ganze Missionswerk in Frage gestellt. 1890 entschied man sich für einen Neuanfang, und bis zum 1. Weltkrieg, der insofern einen schmerzlichen Einschnitt darstellte, als in seiner Folge alle deutschen Missionare interniert oder ausgewiesen wurden,

---

13 Vgl. F. RENNER, *Der fünfarmige Leuchter*, Bd. 1, St. Ottilien 1971; B. DOPPELFELD, *Benediktiner entdecken die Mission*, wieder, in: DERS. (Hg.), *Mönche und Missionare*, Münsterschwarzach 1988, 9–40; DERS., *Sendung und Selbstverständnis der Benediktinerkongregation von St. Ottilien*, in: G. RISSE u. a. (Hg.), *Wege der Theologie an der Schwelle zum dritten Jahrtausend* (FS Waldenfels), Paderborn 1996, 773–782. Dort weitere Literatur.

14 Vgl. B. DOPPELFELD, *Mönchtum und kirchlicher Heildienst*. Entstehung und Entwicklung des nordamerikanischen Benediktinertums im 19. Jahrhundert (Diss.), Münsterschwarzach 1974.

15 Vgl. B. DOPPELFELD, *Missionarisches Mönchtum*, 94–101.

16 Vgl. S. HERTLEIN, *Benediktinische Missionsmethode in Ostafrika*. Idee und Wirklichkeit, in: S. HERTLEIN / R. RUDMANN (Hg.), *Zukunft aus empfangenem Erbe*. 100 Jahre benediktinische Missionsarbeit, St. Ottilien 1983, 85–113.

hatte man das gesamte Missionsgebiet bereist, erschlossen und bei den bedeutenderen Stämmen erste Missionsstationen errichtet, von denen später einige Bischofssitze wurden. Die ersten 40 Jahre der Ostafrikamission der Missionsbenediktiner können mit der Formel charakterisiert werden: „Mönche werden Missionare“. Das galt de facto großenteils auch noch in den folgenden 40 Jahren für die Arbeitsweise der Benediktinermission, wenn auch ab 1927 das Missionswerk eine „benediktinische Struktur“ erhielt, indem eine der größeren Stationen zur *abbatia nullius* oder Territorialabtei erhoben und ein Benediktiner zum Abtbischof ernannt wurde. Aus praktischen Gründen wurden aus dieser ersten *abbatia nullius* Lindi 1931 die beiden Abteien Peramiho und Ndanda. Mit der Errichtung von Territorialabteien wurde zwar der monastischen Herkunft der Missionare Rechnung getragen; de facto aber waren Peramiho und Ndanda weniger Klöster als vielmehr Missionszentren mit all den Einrichtungen, die auch sonst zu solchen Zentren gehörten wie Schulen (bis hin zum Priesterseminar für den Süden des Landes), Ausbildungsstätten für Handwerker, großer landwirtschaftlicher Betrieb zur Subsistenzsicherung, Versorgungseinrichtungen für die Missionsstationen, Krankenhaus und Einrichtungen der angeschlossenen Schwesterngemeinschaft.

In bescheidenem Maße wiederholte sich diese von Mönchen getragene Missionsarbeit in Ostasien. 1909 kamen die ersten Missionsbenediktiner nach Korea und errichteten ein Lehrerseminar und eine Handwerkerschule in der Hauptstadt Seoul. Später kam eine extensive Missionsarbeit in einem eigenen, bis nach China hineinreichenden Gebiet hinzu. In Korea gelang wesentlich früher, was in Ostafrika erst Anfang der 80er Jahre ernstlich versucht wurde: die Aufnahme einheimischer Klosterkandidaten in den Konvent der europäischen Missionare. Die Machtübernahme der Kommunisten in Nordkorea am Ende des 2. Weltkrieges und in der chinesischen Mandschurei 1949 bedeutete das Ende einer fruchtbaren Missionsepoche.

In Ostafrika dauerte es nach der Errichtung der Territorialabteien noch einmal etwa vier Jahrzehnte, bis aus dem Missionsgebiet der Benediktiner Ortskirchen unter einheimischer Leitung wurden. Ende der 60er bzw. zu Beginn der 70er Jahre wurde im Süden Tansanias die kirchliche Hierarchie errichtet. Damit wurde den benediktinischen Missionaren nach 80 Jahren die Chance gegeben, Mönche zu werden. Die Umstellung gestaltete sich allerdings schwieriger, als man gedacht hatte. Zu lange hatte man in der Rolle und unter den Anforderungen des Missionars mit Erstverkündigung und Aufbau der Ortskirche gelebt und sich etabliert, als daß von heute auf morgen eine Umstellung – und ihr vorausgehend ein Umdenken – stattfinden konnte. Die wirtschaftliche Situation Tansanias trug dazu bei, daß die Klöster der Missionsbenediktiner bis heute in großem Umfang Versorgungs- und Ausbildungszentren geblieben sind und die Benediktiner weiterhin in diese Rolle gedrängt werden.

Geradezu als „*gratia externa*“ erwies sich der ansonsten so bitter beklagte Nachwuchsmangel in den sog. Heimatklöstern. Immer seltener wurde die

Aussendung von Neumissionaren, was von vielen Missionaren zunächst falsch, nämlich als Desinteresse an der Mission gedeutet wurde, bis sich die Erkenntnis durchsetzte, daß es in absehbarer Zukunft kaum noch Nachschub in Form von Neumissionaren geben werde. So setzte Ende der 70er Jahre endlich eine ernsthafte Diskussion ein, ob sich die beiden Abteien der Missionare in Tansania für Klosternachwuchs aus dem Land öffnen sollten. Nach langen Diskussionen entschied man, den Versuch zu wagen. „25 Jahre zuvor hatte man aber bereits einen anderen Weg eingeschlagen: 1957 wurde das Kloster Hanga für afrikanische Mönche gegründet mit der Zielsetzung, das benediktinische Mönchtum in Afrika zu verwurzeln, allerdings ihm (noch) keine missionarische Ausrichtung zu geben. Im Laufe der Jahre hat sich Hanga zum weitaus größten ‚schwarzen‘ Benediktinerkloster des Kontinents entwickelt. Als Mitglied der Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien engagiert sich Hanga inzwischen auch stärker missionarisch, wie seine Neugründungen, vor allem im benachbarten Sambia, zeigen.“<sup>17</sup>

Inzwischen haben in Peramiho die ersten afrikanischen Mönche ewige Profeß abgelegt und sind damit Vollmitglieder der Abtei geworden. Gleiches gilt für das von vornherein als gemischte Kommunität gegründete Kloster Tigoni in Kenia. In Ostasien besteht der Konvent der südkoreanischen Abtei Waegwan zu mehr als 90% aus Koreanern, und auch in dem erst 1983 gegründeten, inzwischen selbständig gewordenen Priorat Digos auf den Philippinen sind nur noch die drei Gründungsmitglieder Europäer. Die südafrikanische Abtei Inkamana im Zululand hat bereits zur Zeit der Apartheid trotz gegenteiliger Gesetze schwarze Südafrikaner in die Gemeinschaft aufgenommen. Dagegen bestehen die beiden wesentlich kleineren Klöster in Venezuela und Kolumbien bislang noch hauptsächlich aus Europäern. Insgesamt sind von den gut 1100 Mitgliedern des Klostersverbandes der Missionsbenediktiner 56,9% europäischer Herkunft, 3,2% Amerikaner, 27,8% Afrikaner und 12,1% Asiaten. In Europa tätig sind 40,6%, in Amerika 3,8%, in Afrika 42,1% und in Asien 13,5% (Stand: 1.1.1997).

Interessanterweise ist die Entwicklung der Kongregation seit den 70er Jahren nicht so sehr Folge einer konsequenten Gründungs- und Personalpolitik; sie wurde vielmehr stark beeinflusst von Anstößen von außen. Immer wieder – so etwa im Fall der Klöster in Kenia und auf den Philippinen – haben Bischöfe um benediktinisch-missionarische Gründungen in ihren jungen Ortskirchen gebeten. Die Personalentwicklung der „Heimatklöster“ erlaubte es leider kaum, auf weitere ähnliche Bitten und Einladungen einzugehen. Was die deutsche Abtei Königsmünster 1988 mit der Gründung einer „Cella“ in Hannover gewagt hat, hätte sich längst schon in der tansanischen Metropole Dar-es-Salaam oder in anderen ostafrikanischen oder asiatischen Großstädten wiederholen sollen. Dabei käme kleinen, aus Europäern, Afrikanern und Asiaten be-

---

17 B. DOPPELFELD, *Benediktiner als Missionare*, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 75 (1991) 210–218, hier 215.

stehenden Konventen besondere Bedeutung zu. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß die Herausforderung zu einer neuen Weise benediktinisch-missionarischer Präsenz in den jungen (aber auch in alten) Kirchen zeitlich zusammenfällt mit einer Epoche mangelnden Nachwuchses vor allem in den europäischen Klöstern der Kongregation. Gerade heute, wo Bischöfe nach klösterlichen Gemeinschaften fragen, fehlen weitgehend die personellen Möglichkeiten, solche Versuche zu wagen. Dabei wäre wohl genau dies die Antwort auf die Frage nach der Zukunft der Kongregation von St. Ottilien als Missionsorden: nicht mehr die extensive Mission zum Aufbau der Kirche, sondern der Dienst der Präsenz und des Zeugnisses in jungen, schnellwachsenden Gesellschaften und Kirchen einerseits und in traditionell christlich geprägten, jedoch in einem umfassenden Säkularisierungsprozeß befindlichen Ländern andererseits. Die Klöster der Missionsbenediktiner werden durch diese und ähnliche Ansinnen und Bitten mit der Frage nach ihrer Identität und ihrer Rolle in Kirche und Gesellschaft konfrontiert. Sie werden herausgefordert, mit dem Thema ihres Generalkapitels von 1996 ernst zu machen: „Gemeinsam geistlich leben“. Sie werden enger zusammengeführt zu gegenseitigem Austausch in einem nach innen und außen solidarischen Klosterverband. So können sie ihre bisherige beachtliche Geschichte fortschreiben, indem sie – wo immer es ihnen möglich ist – in gemischten Gemeinschaften ihre Präsenz als Kommunität zur Methode ihres Lebens und Arbeitens machen, ihres Zeugnisses für das alte Motto der Benediktiner: „Damit in allem Gott verherrlicht werde.“

Mit dieser grob skizzierten Vision soll nicht ein Missionsorden herausgestellt oder gar idealisiert werden. Vielmehr ging es um eine Anregung zum Weiterdenken in allen Orden, vor allem in den missionierenden Gemeinschaften, aber auch um eine Einladung, die Situation des eigenen Ordens in seiner geschichtlichen Bedingtheit aufzuarbeiten, um so den Weg frei zu machen für eine realistische und zugleich mutige Vision.